



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s W i e n.

Kopitar's Nachlaß. — Kaufmann und Gelehrter. — Religionsphilosophie. — Staatsbahnen. — Straßenbeleuchtung. — Hofequipage und Kutsche. — Wirkung der Polizei auf die Börse. — Literarische Gäste. — Censurprobe. — Militärisches Schauspiel. — Graf von Bellegarde. — Militärische Erhebungen. — Uniformreform. — Truppenversammlung. — Mordthat. — Seligsprechung. — Volksfest.

Der sehr werthvolle Nachlaß des verdienstvollen Slavisten Kopitar, der im verfloffenen Jahre als Hofrath und erster Custos bei der Hofbibliothek starb, soll jetzt nach einer Bekanntmachung des Dr. Wäch versteigert werden, falls sich nicht ein Käufer für das Ganze fände. Dies letztere wäre allerdings möglich, denn der Verstorbene befand sich in einer für seine literarischen Neigungen höchst günstigen Lage und hat eine äußerst interessante Sammlung seltener und wichtiger Schriften für das Studium slavischer Literaturen angelegt, wozu ihm seine Abordnung im Jahre 1815 nach Paris, um die Herausgabe der von den französischen Armeen bei ihren wiederholten Einfällen in Oesterreich weggeführten Bücherschätze zu betreiben, nicht geringen Vorschub leistete, indem er bei dieser Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft gelehrter Bibliothekbesitzer machte und sie für vortheilhafte Erwerbungen und Umtausche benutzte. Wie man hört, soll die russische Gesandtschaft auf Vorschlag des hier wohlbewanderten Cresniwosky vom Unterrichtsminister Uwarow in Petersburg den Auftrag zum Ankauf dieser für slavisches Schriftwesen so wichtigen Schätze erhalten haben.

Ein gelehrter Gast aus Rußland hat sich gleichfalls seit einigen Wochen hier eingefunden, um die Manuscriptsammlung der Hofbibliothek zum Behuf seiner Forschungen im Gebiete der hebräischen Literatur auszubehuten. Salomon Werblumer ist aus Moskau in Rußland und kam über Dresden und Prag hierher, hat aber alsbald die Erfahrung machen müssen, daß er sich in keinem Lande befinde, in dem bereits die vielerörterte Frage der Judenemanzipation glücklich gelöst sei; denn die hiesige Polizeibehörde wollte ihm den Aufenthalt nicht gestatten, weil in seinem russischen Passe, ich weiß nicht aus welchem Grunde, er als Handelsmann bezeichnet war und israelitischen Kauf-

leuten der hiesige Aufenthalt gewöhnlich schwierig gemacht wird, um Klagen von Seite der hier sesshaften Israeliten über Beeinträchtigung ihrer mit schweren Geldopfern erkauften Handelsrechte zu verhüten. Werblumer ist eben damit beschäftigt, einen auf der Rathsbibliothek in Leipzig aufgefundenen, von einem berühmten spanischen Gelehrten, Joseph Ibn Caspe, verfaßten, beinahe 600 Jahre alten Commentar des „More Nebuchim“ des Maimonides herauszugeben. Das Werk des Maimonides wird als Mittelpunkt jüdischer Religionsphilosophie betrachtet. Der bis jetzt durch den Druck unbekanntes Commentar wird einen interessanten Beitrag zur hebräischen Literaturgeschichte bilden.

Was die Weiterführung der Staatsbahnen nach Nord und Süd betrifft, so ist der Bau derselben von Ulmütz nach Prag bereits als vollendet anzusehen und wird die Eröffnung dieser bedeutenden Strecke am 20. August, als dem Namenstage des Landesherrn vom Königreiche Böhmen, stattfinden, wobei der Kaiser durch den Erzherzog Carl vertreten werden soll. Am 1. September wird alsdann diese Eisenstraße dem allgemeinen Verkehr übergeben werden. Die Strecke von Grätz nach Cilli dagegen ist noch ziemlich weit davon entfernt, um als fahrbar zu gelten, und es werden ungewöhnliche Anstrengungen nothwendig sein, soll diese Richtung noch im Herbst dieses Jahres dem Verkehr geöffnet werden. Wenn man indeß bemerkt, daß der Energie des Hofkammerpräsidenten, Baron Kübeck, in dieser Art schon manches gelungen, was von anderer Seite als unwahrscheinlich betrachtet ward, so darf man auch in diesem Falle keinen Zweifel hegen gegen die baldigste Befahrung der Südstaatsbahn bis an die äußerste Grenzstadt der schönen Steiermark, und es wird blos einer Inspectionsreise von Seite des Finanzministers bedürfen, um, wie im vergangenen Jahre, wo Nachts beim Licht von Pechfackeln gearbeitet wurde, das Versäumte eiligst nachzuholen. Im Sommer 1847 muß auch die Strecke bis Limbach bereits im fahrbaren Zustande sein.

In Angelegenheiten der bis vor Kurzem sehr übel bestellten Straßenbeleuchtung hat endlich ein bedeutender und lobenswerther Fortschritt stattgefunden; der Magistrat ist nämlich mit der bekannten englischen Continental-Gas-Association dahin überein gekommen, daß mit den 1. October 1846 alle Theile der innern Stadt mittelst Gas beleuchtet sein müssen. Schon am 1. Juli dieses Jahres ist die Gasbeleuchtung auf vielen Plätzen und in einigen Gassen in's Leben getreten und am 1. October wird ein weiterer Theil hierin nachfolgen, bis der 1. Juli 1846 und der 1. October desselben Jahres als die letzten Fristbestimmungen das löbliche Werk vollenden werden. 500 bis 600 Flammen sind hinreichend befunden worden und die Kosten derselben übersteigen kaum die bisher auf die Dellampen verwendeten Summen. Doch vernimmt man noch immer nichts Entschiedenens in Betreff der Bastien und des Glacis, welche in den Bereich der For-

tificationsbehörde fallen und außerhalb des Wirkungskreises liegen, in dem der Bürgermeister zu sprechen hat. Und doch wären es gerade diese beiden Punkte, denen die Gasbeleuchtung ganz besonders zu Statten kommen würde, da das Glacis eben wegen seiner schlechten Delbeleuchtung dem nächtlichen Wanderer so gefährlich ist und die Basteien durch den hellen, prachtvollen Schimmer der Gasflammen ein angenehmer und gernbesuchter Spaziergang der schönen Welt in den Abendstunden des Spätherbstes und wohl auch des Winters werden müßte.

Die zur Niederkunft der Erzherzogin Hildegard hierhergereifte Königin von Baiern hat, als sie vor einigen Tagen in einem Hofwagen nach Schönbrunn fuhr, einen sehr unangenehmen Auftritt erlebt, welcher sie heftig ergriff, und der gewiß nicht so leicht aus ihrem Gedächtniß verlöschen wird. Der wie gewöhnlich etwas schnell fahrenden Hofequipage kam eine leichte Kutsche entgegen gefahren und als der Lenker dieses Wagens, der zugleich der Eigenthümer desselben war, nicht sogleich zur Seite weichen konnte, ward eines von den Pferden durch das metallne Geschirr der Hofequipage beträchtlich verletzt. So weit war die Sache in der Ordnung und der Ausgleichung ihre vollste Möglichkeit gesichert. Der Herr des Wagens gerieth aber über die ihm ganz zufälliger Weise widerfahrene Unbill dergestalt in Zorn, daß er alsbald umlenkte und der Königin bis in den Schloßhof von Schönbrunn nachfuhr, wo er sie beim Aussteigen über den Vorfall zur Rede stellen und augenblickliche Entschädigung fordern wollte. Die Königin entschuldigte sich, daß sie selbst eine Fremde sei, und wies den Mann an ihren Kammerherren. Am andern Tage ließ die Polizei den ungalanten Wagenherrn vor sich kommen, der ein reicher Börsenspeculant, Namens Blühborn, ist. Diesem war der Muth indessen bedeutend gesunken. Er hatte eine Audienz bei der Königin verlangt, um für seinen Zühorn sich zu entschuldigen, war aber nicht vorgelassen worden. Die Polizei hat nun eine Untersuchung gegen den Ungezogenen eingeleitet, die hoffentlich keine schweren Folgen haben wird, da der Mann eigentlich nur ein aufgeblasener Narr, aber kein böswilliger Mensch ist. Das Komischeste bei der Sache und ein trauriger Beleg zur Charakteristik unserer Börse ist, daß die Papiere in Folge dieses närrischen Vorfalls nicht unbedeutend zurückgingen. Herr Blühborn hat nämlich aus Furcht, es könnte ihm was geschehen, seine Actien verkauft und da er ein ziemlich bedeutender Speculant ist, so äußerte dieses Losschlagen eine nachtheilige Wirkung auf die ganze Börse.

Mehrere Gäste aus dem deutschen Auslande, welches die gebildete Klasse indeß durchaus nicht als Ausland anerkennen möchte, haben uns bereits wieder verlassen, ohne daß sie Ursache gefunden haben dürften, über die Art ihrer Aufnahme unzufrieden zu sein. Spind-

ler, der mit seiner Tochter hier einen mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen, ist über Grätz und Salzburg nach Baden-Baden abgereist, nachdem er hier manches Band der Freundschaft geknüpft und vielseitige Theilnahme geweckt hatte. Es ist kein Geheimniß mehr, daß er einen neuen, mehrbändigen Roman unter der Feder hat, dessen Schauplatz in den Mauern der österreichischen Kaiserstadt liegt, und so wie nun der praktische Romanschreiber vor der Abfassung seines „Vogelhändlers von Imbst“ einen längeren Aufenthalt in Tyrol genommen, wo er die Lokaltinten zu seinem Volksgemälde rieb und mischte, so ist er auch diesmal nach Wien gekommen, um sich die Dertlichkeiten und den Geist der Bewohner in der Nähe zu besehen.

Der Dichter Gustav Schwab aus Stuttgart fand gleichfalls einen bedeutenden Kreis von Freunden und verweilte acht Tage in der Residenz. Ihn führte die Reise seines Sohnes nach Athen hierher, dem er eine gute Strecke das Geleite gab. Lautere Aufnahme ward dem königl. sächsischen Obersteuerprocurator Eisenstuck zu Theil, welcher blos als solcher in den hiesigen Blättern angekündigt werden durfte, indem die Censur den Beisatz: „freisinniger Landtagsredner“ jedesmal sorgfältig ausmerzte. Dem wackern Manne zu Ehren ward in dem Landhause des Dr. Wildner zu Döbling, der sich in der letzten Zeit durch seine Thätigkeit in Betreff der Preßpetition rühmlich ausgezeichnet, ein glänzendes Souper veranstaltet, das durch einen Kreis bedeutender Persönlichkeiten gewann, indem sich viele Advokaten, Aerzte, Schriftsteller und die Professoren der juridischen Facultät angeschlossen hatten. Erst spät nach Mitternacht löste sich die heitere und geistig angeregte Gesellschaft auf, deren Toaste von dem edlen Greis in der würdigsten Weise erwidert wurden.

Der schon lange erwartete Hintritt des greisen Generalfeldmarschalls Graf von Bellegarde hat dem großen Publikum wieder einmal das militärische Schauspiel eines stattlichen Leichenbegängnisses verschafft, nach dem es sich bei der Seltenheit von Paraden und ähnlichen Waffenspielen ganz gewaltig sehnt. Der Zug ging durch die kaiserliche Hofburg und Erzherzog Albrecht mit der ganzen Generalität und 12,000 Mann Truppen begleiteten den Leichenwagen, der seinen Weg nicht auf das Gut des Grafen, sondern ganz einfach auf den Militärkirchhof auf der Schmelz nahm, wo die Beisetzung erfolgte. Das Geschlecht der Bellegarde stammt aus den Niederlanden und siedelte erst später nach Savoyen über. Schon 1495 findet man einen Herrn von Bellegarde als général des finances et maître d'hôtel und ein späterer leistete dem Kaiser Carl V. so wichtige Dienste, daß er die Erlaubniß erhielt, den doppelten Adler in sein Wappen aufzunehmen, welchen die Familie noch heutigen Tages in ihrem Schilde führt. Der Verstorbene, welcher auch Staats- und Conferenzminister war, wurde 1760 zu Chamberg geboren und erreichte mithin ein Al-

ter von 85 Jahren. Bereits 1796 stand er als Feldmarschalllieutenant in Deutschland; seine bekanntesten Waffenthaten fallen in das Jahr 1815, wo er den aus Neapel anrückenden König Murat zuerst bei Ferrara und Occhio bello und später in der Schlacht bei Tolentino auf's Haupt schlug, womit Italien seinem frühern Zustande wieder anheimfiel. Gegen die Franzosen war Wellegarde unglücklicher und Znaim, Giuliano, Valeggio erzählen von seinem Mißgeschick, weshalb sein Name unter den Truppen keines großen Rufes genoß. Er ward viel in diplomatischen Angelegenheiten und in Geschäften des Hofkriegsrechts verwendet. Zu verschiedenen Zeiten stand er an der Spitze dieser obersten Kriegsbehörde; 1805 supplirte er den zur Armee abgehenden Erzherzog Carl, 1813 verwaltete er ebenfalls geraume Zeit diesen Posten, bis er 1820 bei Schwarzenberg's Abtritt diese Stelle bleibend erhielt. Fünf Jahre darauf schied Wellegarde wegen zunehmender Augenschwäche freiwillig aus diesem Verhältniß und verlebte seine letzten Tage in Ruhe.

Das kaiserliche Heer zählt dormalen nur noch drei Feldmarschälle, Erzherzog Johann, Graf Radetzky und Baron Wimpfen; wie man hört, ist nächstens die Erhebung des Erzherzogs Ludwig und des Kriegsministers Graf Hardegg zu dieser ersten militärischen Würde mit Gewißheit zu erwarten, welche beide derzeit noch in der Reihe der Generale der Cavallerie und Feldzeugmeister figuriren. Auch scheint es jetzt entschieden zu sein, daß die Truppen wie in Preußen Waffentröcke erhalten sollen, nur in Betreff der Farbe waltet noch eine Meinungsverschiedenheit ob, die indeß in Kürze ausgeglichen sein dürfte, indem die Vertreter der bisher beliebten weißen Uniformen mit ihrer Rechtfertigung dieser heiklen Farbe kaum durchbringen werden. Man macht nämlich dafür geltend, „daß der Soldat durch die Sorgfalt, die die Reinhaltung weißer Kleidungsstücke erfordert, nützlich beschäftigt sei und von Excessen abgehalten werde, welche stets die Folge des Müßiggangs beim Militär sind.“ Das mochte allenfalls in früheren Zeiten ein guter Grund sein, wo man es mit geworbenen Söldlingen zu thun hatte, die man bezahlte und um deren ferneres Wohl man sich nicht zu kümmern brauchte; jetzt aber, wo das Heer aus Landeskindern besteht, wovon die Mehrzahl den Kriegsdienst nur als einen transitorischen Zustand betrachtet und in's bürgerliche Leben zurückkehrt, jetzt hat der Staat die Verpflichtung auf sich, seine Soldaten auf eine nützlichere Art als durch Kleider- und Riemzeugputzen zu beschäftigen, damit der Soldatenstand für Viele eine Schule sei, aus der sie unterrichteter heraustreten, als sie hineingetreten. So zweckmäßig demnach eine anhaltende Beschäftigung des Soldaten in Friedenszeiten sein mag, um ihn vor Excessen zu bewahren, so gibt es doch gegenwärtig geeignetere Mittel, dasselbe Ziel zu erreichen, als Bedientendienste: nämlich Unterricht und Turnen.

Wahrscheinlich dürfte die graue Farbe den Sieg davon tragen, womit sodann grüne Kragen und Aufschläge verknüpft wären, so daß in der Folge die bunte Mannigfaltigkeit in diesen Dingen ganz wegfallen würde und die Unterscheidung der Regimenter durch Bezifferung der Knöpfe bewirkt werden dürfte, wie bei andern Armeen. Statt der Patronentaschen, die im Laufen das Rückgrat des Soldaten wund prellen, sollen die Patronenzürtel eingeführt werden und statt der steifen, unbequemen Bajonetscheiden weiche, aus einfachem Leder verfertigte, die nicht im Gehen hindern. Die Officiere würden kurze Schwerter erhalten. Ueber die Kopfbedeckung entspinnt sich abermals ein herber Kampf, da die Helme keineswegs alle die Vortheile besitzen, die man ihnen andichtet; doch dürfte schwerlich der Vorschlag des auch als Dichter bekannten Oberstwachmeisters Pannasch annehmbar befunden werden, welcher in der österreichischen Militärzeitschrift zu lesen ist, wornach der Soldat ein Ding auf den Kopf bekäme, welches auch als Kochgeschirr zu verwenden.

Im kommenden Herbst wird in der Umgebung zwischen Schönbrunn, Beritzensee und der Schmelz eine große Truppenversammlung Statt finden. Man spricht von 22,000 Mann und 4000 davon sollen ein Zeltlager beziehen, indeß die übrigen einquartirt würden. Ohne Zweifel will man durch diese Heerverammlung dem Erzherzog Albrecht eine Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Talente bieten und zugleich die Anwendung mehrerer Neuerungen im größeren Maßstab erproben.

Da ich schon einmal über militärische Dinge spreche, so will ich auch noch einer Mordthat erwähnen, welche von zwei Husaren an einem jüdischen Hausierer in der Nähe der Stadt begangen wurde, der von 17 Wunden bedeckt an der Straße gefunden ward. Die Mörder wurden alsbald entdeckt und gefänglich eingezogen, um sie kriegsgerichtlich abzurtheilen. Ihr Verbrechen ist um so bedeutender, als sie selbst zur Bewachung der öffentlichen Sicherheit ausgesendet worden und ihre Waffen statt zum Schus der Geseze zu gebrauchen als Mordeisen verwendeten.

Seit einigen Tagen liest man an den Thüren der Stephansdomkirche eine erzbischöfliche Kundmachung, worin alle Gläubigen bei Androhung der kirchlichen Strafen aufgefordert werden, alle etwa in ihrem Besiz befindlichen Papiere und Urkunden von der Hand der 1802 verstorbenen Herzogin von Savoyen, gebornen Prinzessin von Frankreich, Eleonore, welche jetzt von Sr. Heiligkeit selig gesprochen werden soll, abzuliefern. Bekanntlich geht die Seligsprechung der Canonisation voran, welche erst nach langen Jahren und unter bestimmten Umständen möglich ist. Wenn ich gut unterrichtet bin, so ist die erwähnte Prinzessin die Großmutter der regierenden Kaiserin von Oesterreich.

In diesem Jahre wurde das zweihundertjährige Jubiläum des einzigen der vielen hier concessionirten Volksfeste gefeiert, indem es jetzt eben 200 Jahre sind, seitdem die Schweden unter Torstensohn, die nach der Schlacht bei Jankau bis Wien vorgebrungen waren, durch den Erzherzog Leopold von Oesterreich, der mit 4000 Mann aus Linz herbeigeeilt war, im Bunde mit den bewaffneten Bürgern und der Studentenschaft zurückgeschlagen wurden. Eine Strüklugel, die in das Zelt des in der Wolfsau lagernden Prinzen fiel, ohne ihn zu beschädigen, veranlaßte die Errichtung einer Kapelle an diesem Orte, welche von diesem Tage der heiligen Brigitta als Schutzheiligen geweiht ward, wodurch fortan die ganze Au den Namen Brigittenuau erhielt. In Folge des Jubiläums fiel das diesjährige Volksfest in der erwähnten Brigittenuau besonders lebendig aus und man schätzte die Zahl der dort versammelten Menge, die die einbrechende Nacht nur wenig zerstreut, auf mehr als 100,000 Menschen. Seitdem das Buschwerk meistens ausgerottet und ein großer Theil des Platzes als Baustellen verkauft worden, hat das Fest sehr viel verloren, indem ihm dadurch sein günstiger Schauplatz entrissen und in eine baumlose, staubbedeckte und sonnenverbrannte Wiese verwandelt war. Das Bewußtsein von dem Ursprung dieser Feier hat sich im Volke schon längst verwischt und läßt sich durch keinen möglichen Zeitungsartikel künstlich wiederbeleben; man schlendert ohne einen patriotischen Gedanken, blos aus Lust an tollem Treiben dahin und es vergeht kein Jahr, wo nicht einige Verhaftungen wegen grober Verbrechen dabei Statt finden. Es wäre wünschenswerth, wenn man mit dem Volksfeste irgend eine nützliche Seite zur Beförderung der Gewerbe und der Landwirthschaft zu verknüpfen wüßte, wie am Octoberfest zu München. — Offizielle Betheiligung sah man nicht; das erste Jubiläum vom Jahre 1745 war durch eine feierliche Prozession verherrlicht worden, der die Stifterin Maria Theresia persönlich beiwohnte.

## II.

## A u s H a m b u r g .

Nekrolog des Grafen Blücher-Altona. — Beethovenfeier. — Oper. — Proceß eines neuen Bürgers. — Gastrollen.

Die Zeitungen haben den am 1. d. M. erfolgten Tod des Oberpräsidenten von Altona gemeldet und seinen Nekrolog gebracht. Diese Leiche verdient in der That den Weihrauch, der sie umwirbelt. Graf Blücher-Altona — der König von Dänemark gab ihm diesen Titel nach Altona's Schreckensperiode, während Davoust in Hamburg hauste — war ein Charakter, der fest, ehrenhaft, klug und energisch dastand in allem Drangsal schwerer Zeiten, mit gewandter Hand, allerdings

auch vom Glück begünstigt, das Steuer führte, das ihm anvertraute Schiff, trotz der unbarmherzigsten Stürme, von gänzlichem Untergange bewahrte. Altona wäre im Jahre 1813—14 ganz sicher (wie 1713 durch die Wuth der Schweden) von den Franzosen in einen Schutthaufen verwandelt worden, ohne des Oberpräsidenten unablässige Sorgfalt im Abwenden der Gefahr. Davoust hatte seine Tigerkrallen in die Weichen des unglücklichen Hamburgs geschlagen, und selbst als die Nachricht vom Sturze seines Kaisers und ehemaligen Schulgenossen zu Brienne schon dem letzten seiner Trainisoldaten kund geworden, umklammerte er noch mit hartnäckigem Trok wider das Weltgeschick sein Dpfer, mit dessen Dasein das der Nachbarstadt eng zusammenhing. Es bedurfte eines directen Befehls des wieder eingesetzten Boürbons Ludwig XVIII., um ihn zu bewegen, am 31. Mai 1814 Hamburg zu verlassen. Noch wenige Tage zuvor sagte er dem Oberpräsidenten bei persönlichem Begegnen, welches oft zwischen Beiden Statt hatte, um von der einen Seite übertriebene Forderungen zu stellen und durch Drohungen einzuschüchtern, von der andern, um mildere Bedingungen zu erlangen und geringe Aufwallungen des Marschalls zu beschwichtigen: „Ich werde Ihnen sechs Bomben gerade nach Ihrem Hause schicken, damit Sie sehen, daß meine Mörser nicht von Holz sind, wie Ihre Bürger glauben, und wenn diese nicht genug sind, noch fünfhundert andere Bomben.“ — Man sieht, Davoust geizte durchaus nicht mit derartigen Geschenken und es ist bekannt, daß er auch wirklich hielt, was er versprach. La bombe war ihm une vérité. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, die Stellung der beiden so scharf divergirenden Männer einander gegenüber, ihre Epoche und ihre Umgebung näher zu beleuchten. Graf Blücher-Altona stand im 28. Jahre. Am Hofe der Königin Juliane Marie von Dänemark begann er seine Laufbahn, war Hofmarschall, später Amtmann zu Apenrade und Czumkloster und ersetzte im Jahre 1808 einen im Drange der schweren Zeit nicht mehr genügenden Vorgänger auf dem Präsidentenposten zu Altona. Selten war der oberste Beamte einer Stadt populairer, selten verstand es aber auch Einer, im besten Sinne volksthümlich zu handeln und zu schreiben, wie dieser. Segen seinem Andenken! Friede seiner Asche! Sie ruht einstweilen, von einer Corporation der Altonaer Zünfte dorthin getragen, in der lutherischen Hauptkirche der Stadt und wird später in dem Gewölbe beigesetzt werden, zu welchem der Graf sich auf dem allgemeinen Friedhofe selbst einen Platz ausgesucht hat. — Mit Bestimmtheit kennt man seinen Nachfolger in dem wichtigen Amte noch nicht. Die meisten Muthmaßungen sollen auf den Amtmann von Roser, der vom seligen Könige die Zusage für diesen Posten erhalten haben soll.

Am Montag, den 11. Aug., findet hier im Stadttheater eine recht würdige Beethovenfeier statt. Die zu Bonn eingerichtete ist dazu als

Muster genommen und auch das der Natur nachgebildete Standbild des großen Meisters wird auf der Bühne erscheinen und hier gekrönt werden. Eins ist mir hier räthselhaft geblieben. Da nämlich das Standbild Beethoven's zu Bonn erst am 11. Aug. enthüllt worden, wenn ich recht gelesen habe, wie konnte man nach demselben hier eine Copie, sei sie welcher Art immer, anfertigen? Vielleicht hatte man ein Modell jener Bildsäule vor Augen. Das wäre der einzige aufklärende Lichtstrahl. Uebrigens sollte man es der Stadttheater-Direction nicht zum Vorwurf machen, daß sie durch ellenlange Ankündigungen und Kritikfrühgeburten, bei aufgehobenem Abonnement sich ein gefülltes Haus verschaffen will. Die Einnahme des Abends irgend einem Kunstzwecke, vielleicht dem Webermonumente bestimmen, wäre allerdings edler, aber am Ende ist die Bühne Privatunternehmung, welche schwere Lasten — jährlich 300,000 M.-B. — zu tragen hat und eine so prächtige Gelegenheit beim Schopf ergreifen muß, um aus der Pietät des Volkes für eins seiner Genies einen möglichst großen Haufen Geld zu münzen. — Am Vorabend des Beethovenconcertes wird Fidelio mit Härtinger als Florestan gegeben. Er ist ein vortrefflicher Sänger, an Stimmmaterial unbedingt Hrn. Zichatschek an die Seite zu stellen, auch in kunstgerechter Ausbildung seiner brillanten Mittel weit vorgeschritten, im Spiel hingegen mitunter noch ziemlich ungelent, was sich bei längerer Routine wohl bessern wird. Die Marra ist hier und im September kommt die Cerito, der die Direction es äußerst übel genommen hat, daß sie der Welt einen neuen Bürger — übrigens in legitimer Ehe — zu geben gedenkt. Man proponirte ihr deshalb Honorarabzug oder Contractsaufhebung. Beides wurde zurückgewiesen und der Protest unserer Direction soll sogar in Form einer Notoriatsacte erfolgt sein. Mancher Blick hinter die Coulissen ist doch recht interessant! — Die muntere, graziose und talentvolle Günther-Wachmann hat auf unserm Thaliatheater in hohem Grade gefallen. Sie gab drei Lustspielrollen und machte dann als „Regimentsstochter“ binnen acht Tagen fünf sehr gutbesetzte Häuser. So etwas kann auch nur in Wien, Berlin oder Hamburg geschehen. Die anmuthige Künstlerin bleibt hier in freundlichem Andenken.

### III.

#### Aus Brüssel.

Die Ministerkrisis und der König von Svedt. — Ein neues Ministerium. — Ein Nachdruck von Tom Pouce. — Tom Pouce in Berlin. — Tom Pouce als Medner. — Nothomb. — Van de Meyer. — Simon Stevin und die Jesuiten. — Dictionnaire de la noblesse belge.

Sechs Wochen waren wir ohne Premierminister und befanden uns ganz wohl dabei. Als nach Nothomb's Austritt kein Cabinet

zu Stande kam, ward der König ungebudig. Möglichen verschwand die Fahne vom Schlosse in Laeken und vom Palais in der Stadt; der König ließ Alles stehn und liegen und ging nach London. Ein König von Belgien lebt doch wie ein Roi d'Yvetôt; sein Land geht wie ein glattes Fuhrmannsrößlein auch allein bergauf; es regirt sich leicht und gubernirt sich von selbst. Wäre es nicht um der deutschen Correspondenten willen, so läge uns noch jetzt wenig daran, ob wir einen Premier bekommen oder nicht. Doch wir haben einen. Leopold war nicht bloß zum Vergnügen in London; er beredete nebenbei seinen persönlichen Freund, Herrn Van de Weyer, seiner angenehmen Stellung als Gesandter in London zu entsagen und Nothomb's schweres Portefeuille auf seinen Rücken zu nehmen. Van de Weyer ist entschieden liberal, hat sich aber bequemt, drei starke „Katholiken,“ Malou, als Finanzminister, Dechamps, als Minister des Auswärtigen, und d'Anethon, als Justizminister, in sein Cabinet zu nehmen. Man glaubt damit, beide Parteien, wenigstens auf einige Zeit, zu beruhigen. Am 31. Juli ward dieses Cabinet im Moniteur eingeläutet und nun hat König Leopold, wenn er will, noch immer Zeit, einen Sprung auf Schloß Stolzenfels zu machen, um die geistreiche Gesellschaft des preussischen Königs und seiner Muhme Victoria zu genießen.

Wir haben indeß Besuch von einer kleinen hohen Person aus Paris gehabt. Es war der in beiden Welten berühmte amerikanische General Tom Thumb oder Tom Pouce, wie er hier heißt. Brüssel, als Mond, der sich um die Sonne Paris dreht, konnte diesen Besuch mit Recht erwarten. Allein er blieb den Leuten etwas lange aus, so daß man auf die Idee kam, einen belgischen Nachdruck zu veranstalten. In der Rue de Laeken hatte man einen garstigen Zwerg aufgetrieben und studirte ihm die Rollen des petit poucet ein. Aber kaum hatte sich der Pseudo-Tom einmal auf der Bühne gezeigt, so kam der wirkliche, veritable Tom Pouce mit der anmuthigen Hoheit eines Prinzen von Uliput angefahren, und der falsche mußte sich verkriechen. Tom Pouce, der bei einem Alter von dreizehn Jahren die Statur eines fünfvierteljährligen Kindes hat, sieht dabei recht hübsch und artig aus. Allein ich muß Ihnen mehr sagen: Tom Pouce ist ein Charakter, ein Mann von Gesinnung. Er war zu einem Besuch im östlichen Europa nicht zu bewegen; er vermisse dort die republikanischen Institutionen, sagte er. Und doch würde er gerade dort eine größere Rolle spielen, als hier, wo sich nur Weiber und Kinder um ihn kümmern. Denken Sie sich Tom Pouce in Wien, wo auch die Männer Kinder sind! Was für leitende Artikel gäbe das im Humovisten, in der Theaterzeitung, welche Bewegung in der Kaiserstadt! In Berlin würde der kleine Mann, der Friedrich den Großen so artig zu spielen weiß, vielleicht ein Erbe List's werden und die öffentliche Aufmerksamkeit von Landtagsabschieden, Bürgerversammlungen und

andern politischen Thorheiten glücklich abziehen. Ja, Berlin könnte wieder einmal zeigen, daß es noch Enthusiasmus gibt für das wahrhaft Große und Erhabene. Geist- und gefühlvolle Damen würden das Elfenkind buchstäblich auf Händen tragen.

Tom Pouce unterscheidet sich von den meisten Zwergen des Jahrhunderts durch sein Bewußtsein; er weiß, daß er klein ist und was ihm seine Kleinheit nützt. Als er im Costüme Napoleon's mit Majestät eine Prise nahm und mit Grazie lächelte, glaubte ich auf seinem altklugen Gesicht folgende kleine Rede zu lesen: „Scht meine Schätze rings an den Wänden hängen. Diese Brillantnadeln, diese Uhren, Ringe und goldenen Tabatieren, und diese Blumenkränze, die mich erdrücken! Nicht den Kindern, sondern „den Kleinen“ gehört das irdische Himmelreich. Seid klug und klein und Ihr beherrscht die Menschen. Die Zeit der Riesen ist vorüber. Die Zwerge, mit den kleinen, kleinen Herzen und den großen Köpfen, die mit sich selber Industrie zu treiben wissen, das sind die Helden von heut...“

Erlauben Sie, daß ich von dem kleinen Tom Pouce einen Sprung auf Nothomb mache. Ein englisches Blatt verglich unlängst den klugen, kleinen Nothomb mit Sir Robert Peel, was eben so viel Lob als Tadel war. Nothomb's Capacität, seine Gewandtheit, sein Geschick, seine politische Technik, so zu sagen, werden selbst von seinen erbittertesten Gegnern anerkannt, aber mehr gefürchtet als geachtet. In der That gehört dieser einflußreiche Mann in eine und dieselbe Reihe mit Louis Philipp und Robert Peel; zu jenen modernen Technikern, die mehr Diplomaten als Gesetzgeber, mehr klug als weise, mehr erfindungsreich in kleinen Mitteln für den Tag, als schöpferisch und eine Stütze für die Zukunft, die einem Gewirr egoistischer Parteien gegenüber eine Zeit lang an ihrem Plage sind, aber einen unverdorbenen guten Bourgeois, wie das belgische Volk noch ist, bald abstoßen müssen. Nothomb ist zu fein für Belgien. „Die Zeit ist vorbei für eine Politik der „Nollen,“ sagte jüngst ein hiesiges Blatt, „wir wollen eine Politik der Ueberzeugungen,“ Nothomb spielte mit den Ueberzeugungen beider Parteien, weil er nicht an sie glaubte, und benutzte so lange die Katholiken gegen die Liberalen und umgekehrt, bis beide von ihm ab- und über ihn herfielen. — Sie wissen, daß der Epminister als Gesandter nach Berlin ging; einen geschickteren Vertreter im Auslande wird das Cabinet nirgendswa haben. Dies weiß man allgemein, und nur wirklich böse Zungen spotten: „qu'il va travailler pour le roi de Prusse.“

Herr Van de Weyer, der neue Premier, ist ein Mann von etwa vierzig Jahren, geistreich, gelehrt, vollkommen unabhängig. Im Jahre 1830 war er Custos der hiesigen Stadtbibliothek mit einem sehr bescheidenen Einkommen. Bald darauf heirathete er eine vornehme, schöne und feinreiche Engländerin. Pour comble de bonheur war's

eine Heirath aus Liebe. Seit dreizehn Jahren belgischer Gesandter in England, wo er in den höchsten und höheren Kreisen sehr beliebt ist, wird er sich nach dem Portefeuille, das ihm der König brachte, schwerlich gesehnt haben. Der jetzige Premier hat noch unlängst eine liberale Lanze gebrochen in einer Fehde, die zu charakteristisch ist für die „katholische“ Partei, die Kammer und Herrn Nothomb, als daß ich sie hier nicht erwähnen sollte.

Sie wissen, daß Belgien sich bemüht, allen Berühmtheiten des Landes seit Gottfried von Bouillon Denkmale zu errichten. Vor einigen Monaten nun erhebt sich der Deputirte von Tornoï, M. Dumortier, ein dünner Geist und dicker Katholik, um vor der Kammer sich zu beklagen, daß man das Geld zum Fenster hinauswerfen lasse; so wolle man Denen von Brügge erlauben, einem gewissen Simon Stevin, einer mittelmäßigen, zweideutigen Berühmtheit, eine Statue zu setzen. Wer sei dieser Mathematicus, wo seien die großen Erfindungen desselben? „Er wolle wetten,“ unter Tausenden werde kaum Einer den Namen Stevin kennen und wer ihn kenne, der wisse nur, daß er ein Feind der vaterländischen Kirche gewesen! Sollte man es glauben? Auf dieses Wort theilt sich die Kammer gleich in Liberale und Katholiken. Wirklich weiß die Majorität sehr wenig oder nichts von den großen Verdiensten des Vorgängers von Newton; aber auf das Zeugniß Dumortier's, daß Stevin ein Diener des Prinzen von Dranien gewesen und daß die Väter Jesu ihn wegen seiner Glaubensansichten verfolgten, wird Stevin verworfen. Herr Nothomb selbst versichert, er habe deshalb Denen von Brügge Einwendungen gemacht (was aber nicht glaublich ist) und Belgien war in Gefahr, einen großen Mann weniger, und die katholische Majorität, eine Blamage mehr zu zählen. Glücklicher Weise war die Interpellation zu spät gekommen, die Gelder bereits ausgegeben und die Statue Stevin's, nach einem Modell des Herrn Simonis, schon beim Erzgießer.

Aber das Andenken Simon Stevin's wurde an Herrn Dumortier blutig gerächt. Bald nach jener Interpellation des Deputirten von Tournoi erschien, in Form eines Briefes an die Brüsseler Akademie der Wissenschaften, eine von Gelehrsamkeit strotzende und von Geist sprühende Broschüre von Herrn J. du Fan; worin die Verdienste Stevin's gründlich auseinandergesetzt und alle Autoren, die seit dem 17. Jahrhundert Stevin's Ruhm vermehren, citirt werden. Schlimm genug, sagte du Fan, wenn man auswärtige Autoren citiren muß, um die Celebrität eines Landsmannes vor der Ignoranz und dem Fanatismus patriotischer Deputirten zu retten. Freilich würden die großen Männer der Wissenschaft vom großen Haufen am wenigsten gekannt, und „er (du Fan) wollte wetten,“ daß Herr Dumortier und mit ihm Tausende seines Gleichen mehr von Esler als von Ruler, mehr von Lablache als von Laplace wüßten. Stevin sei von den

Jesuiten verfolgt und gezwungen worden, im Lager des Prinzen von Dranien Schutz zu suchen. Ob man heute, im Lande der Glaubensfreiheit, es mit den Jesuiten des 17. Jahrhunderts halten und, im Sinn der heutigen Jesuiten, die Gebeine der großen Männer mißbrauchen wolle, um mit ihnen die Lebendigen zu schlagen? u. s. w. Diese Broschüre, angeblich in Ninuport erschienen, war in London gedruckt und du Fan heißt auf Flämisch Van de Weyer.

Ein hiesiges Blatt erzählt, daß in Brüssel heimlich ein Dictionnaire de la noblesse belge erschienen sei, dessen Mitarbeiter und Redacteurs die Adelligen selbst wären. —

## IV.

## Aus Dresden.

Die Leipziger Ereignisse. — Industrie- und Kunstausstellung. — Die Professur an der Kunstakademie.

Sie haben jüngst Vorfälle in Leipzig erlebt, deren erschütternde Wirkungen sich durch ganz Deutschland fühlen lassen werden; am nächsten wird aber von ihnen Dresden berührt, da wir hier am Herde der Folgen sind, welche das Geschehene nach Oben und von Oben haben wird. Die ersten Nachrichten fanden viele Ungläubige; als sie sich aber bestätigten, drückte eine bange Besorgniß, wie eine schwüle Luft, auf allen Gemüthern.

Ehe diese jüngsten Tage das ausschließliche Interesse Aller in Anspruch nahmen, waren Kunst und Industrie die Loosungsworte des Tagesgesprächs. Die Gewerbaustellung, reichhaltig und geschmackvoll in dem Drangeriehaufe des ehemaligen herzoglichen Gartens aufgestellt, erfreut sich fortwährend eines lebhaften Besuches, und mag das Ihrige zu dem merklichen Fremdenzuflusse in letzterer Zeit beitragen. Vermag sie auch hinsichtlich der Pracht und massenhaften Großartigkeit nicht mit der letzten Berliner Industrieausstellung zu wetteifern, so liegt ein Grund hierfür schon darin, daß sie ihrem Zwecke nach nur ein Brennpunkt des sächsischen Kunstfleißes sein sollte; und wenn man sich das Bild der vor ungefähr zwanzig Jahren stattgefundenen, ersten sächsischen Industrieausstellung zurückeruft, so wird man wenigstens diese reichen Früchte einer langen Friedensperiode nicht verkennen dürfen. Unsere Kunstausstellung hat zwar keinen nummerreichen Katalog aufzuweisen, doch ist das Wenige meist gut. Ein Volksfänger von Sonne, der durch seine „Neue des Räubers“ sich schnell einen Namen gemacht hat, eine Sorrentinerin vom Prof. Vogel von Vogelstein, der Mundschenk, ein Brustbild vom Prof. Hübner, eine Abendlandschaft von Dehne, sprechen von den Beiträgen

der hier lebenden Künstler am Allgemeinen an. Weniger gelungen in Zeichnung und Composition ist ein großes historisches Bild, Maria Stuart auf dem Schlosse Loch-Levine, von Max Hauschild, dem bekannten Architecturmaler. Es ist ein seltsamer Irrthum, daß dieser Künstler, welcher sich in diesem letzteren Genre bereits einen Namen erworben hatte, mit einem Male einen ganz anderen Weg einschlägt; namentlich scheint ihm für das Portrait durchaus jener Blick zu fehlen, welcher nicht nur die Züge, sondern den Geist des Gesichts aufsaßt und wiederzugeben weiß. Seine Portraits erregen, in Betreff der Ähnlichkeit, beim Betrachten ungefähr das Gefühl der unaufgelösten Dissonanz für das Gehör. Das Genialste der diesjährigen Ausstellung ist wohl eine Suite von zehn Bleistiftzeichnungen von B. Genelli, mit der Bezeichnung eine junge Hebe — eine phantastische Composition, als wäre sie einer Hoffmann'schen Teufelsgrille nachgezeichnet. Genelli's Name ward auch unter den Candidaten für die erledigte Professur an hiesiger Kunstakademie genannt; aber weder er, noch Moriz von Schwindt dürften sich für diese Stellung eignen; solche kometenhafte Naturen, die ihre selbstgebrochenen Bahnen durchschließen, sind nicht geschaffen, den Schüler in die Technik der Kunst einzuführen; eben so wenig als ein List oder Paganini sich zu Professoren eines Musikconservatoriums qualificirten. Ein anderes war mit Schnorr von Carolsfeld: er hätte wohl seinen Platz als Lehrer ausgefüllt, aber leider! hat er die ihm gemachten, sehr vortheilhaften Anerbietungen abgelehnt, und die erledigte Professur ist jetzt noch immer der Erisapfel der Kunstfreunde.

## V.

## Aus Franzensbad.

Gäste. — Traurige Gegenden. — Gesellschaftslinie. — Comforts. — Postan-  
gelegenheiten. — Der Weg alles Fleisches. — Concerte und Akademien. —  
Zinferniß.

Die Saison neigt sich zu Ende, wenngleich manche Fremde, worunter auch Notabilitäten, wie z. B. Berzelius, mehr zum flüchtigen Besuche, als zur eigentlichen Kur hierher kommen. Mir war es vergönnt Franzensbad noch in Floribus zu sehen; hochflatternde Fahnen wimpelten lustig von den Dächern, die Anwesenheit eines lebenswürdigen Prinzen aus dem Kaiserhause verkündend. Prinz Stephan und sein Gefolge brachten einiges Leben in die Gesellschaft. Doch außerhalb des Kreislaufs dieser Erscheinungen behauptete Franzensbad seinen alten wohlverdienten Ruf der Monotonie und Langweile. Es wäre zu wünschen, daß ein Berzelius anderer Art, die Quellen derselben zu Ruß und Frommen künftiger Badegäste eben so gründlich untersuchte, als der wirkliche es mit der chemischen Analyse der Wasser-

quelle gethan. Einstweilen erlaube ich mir einem solchen ein wenig in's Handwerk zu pfuschen. Wie Sie wissen, ist die Natur um Franzensbad reizlos, und die Fläche ringsumher fällt um so unangenehmer auf, wenn man, wie es meist geschieht, aus dem prächtig gelegenen Karlsbad oder aus dem freundlichen und geschmackvollen Marienbad kömmt; billig aber sollte man erwarten, daß mindestens durch Baumgänge und Alleen der Mangel an Bergen etwas verdeckt, und den sengenden Sonnenstrahlen vorgebeugt würde. Allein außer einem sogenannten Park, welchen man in fünf Minuten bequem umkreist, ist es nicht möglich, irgend einen schattigen Spaziergang in der unmittelbaren Nähe von Franzensbad ausfindig zu machen. Was man in weitem Umkreise von ein bis zwei Stunden findet, namentlich in und um Eger, ist wohl recht hübsch, ohne jedoch auf eine besondere Weise das Gemüth in Anspruch zu nehmen. Die Gesellschaft aber ist, gleich wie auf einem Schiffe, dem es am rechten Steuermann gebriecht, und ist noch weit schärfer als auf gewöhnlichen Dampfschiffen in erste und zweite Cajüte eingetheilt, deren respective Publikämmer sich jedes unter sich verstecken müssen, zwischen welchen aber ein unüberschreitbarer Pestcordon gezogen ist. Natürlich wird durch so vorwaltenden Kastengeist an die Stelle des freiwirkenden Badegeistes der glückliche Wurf zu interessanten Bekanntschaften de part et d'autre sehr erschwert. — Gleiche Mängel finden wir aber auch in den übrigen Comferts, namentlich im Vergleich mit andern deutschen Bädern. Nicht daß ich etwa den Mangel einer Spielbank hier rügen wollte, deren Beseitigung in allen österichischen Bädern ich vielmehr der Regierung als ein namhaftes Verdienst zuerkenne. Um so weniger sollte aber die daraus entstandene Lücke unausgefüllt bleiben, und das Bad in allen andern Annehmlichkeiten nicht jedem so weit nachstehen. Eine äußerst dürftige Leihbibliothek, fünf bis sechs Zeitungen, worunter nicht ein einziges Unterhaltungsblatt sich befindet, ein Theater tief unter der Mittelmäßigkeit, wenn eine wandernde Truppe, die in einer Art von Scheuer spielt, gar diesen Namen verdient; wöchentliche Reunioenen, die nur auf dem Subscriptionsbogen bestehen, und selbst in diesem musikalischen Lande nur eine ganz execrable Musik: das sind so ziemlich die Agréments, auf welche der hiesige Badegast angewiesen ist. Rechnen Sie noch dazu, daß die Briefe, welche jeder in dieser Einnöde mit doppelter Sehnsucht erwartet, durch unverantwortliche Nachlässigkeit der Eger und Prager Postbehörden oft um einen, ja selbst um einige Tage in der Ankunft verspätet werden, so begreifen Sie leicht, wie nur ein äußerst glücklicher Erfolg der Kur, wie es sich nur selten während derselben bemerkbar macht, für so viele Entbehrungen schadlos halten kann, und wie bald man sich nach den egyptischen Fleischtopfen zurücksehnt. Da mir aber nun einmal ein so profaisches Wort entschlüpft, so muß ich noch weiterhin grau in Grau

malen und bemerken, daß es mit Fleisch und in der nächsten Umgebung selbst mit dem Kaffeetopf hier ebenfalls schlechter, als an irgend einem andern Kurorte bestellt ist. Gewiß aber treten die hier ohne alle schwarze Galle geschilderten, so sehr fühlbaren Mängel den wohlthätigen Wirkungen entgegen, welche man bei kräftiger Abhülfe mit weit größerer Entschiedenheit erhoffen dürfte. —

Die gewöhnliche Würze (?) von Badeorten: Concerte und Akademien bleibt allerdings hier auch nicht aus. Baron Klesheim, ein gemüthlicher Oesterreicher, und der belgische Violinist Prume gaben jeder eine Akademie. — Ist auch die idyllische Zeit vorüber, wo Rose und Vergißmeinnicht noch eine Rolle spielten, so muß man doch gestehen, daß die niedlichen, gemüthvollen Genrebildchen des Baron Klesheim immer ein eigenthümliches Interesse erregen; zumal, wenn sie, wie hier, durch die charakteristische Vortragsweise gleichsam aus dem Rahmen treten. Die Akademie fand im Cursaale bei schwachem Besuche, aber höchst anständiger Beleuchtung statt. Einen grellen Gegensatz bildete Prume, der trotz des theuern Preises von 2 Fl. C.-M. das ganze verehrte Publikum im Dunkeln ließ, wohl nicht über sein meisterliches Spiel, doch in dem Saale selbst, der finster und trostlos das Auditorium empfing. T—t—l.

## VI.

### Germaniens Völkerstimmen. \*)

Die bis jetzt erschienenen sechs Lieferungen dieses Nationalwerkes lassen uns nicht mehr in Zweifel, welchen Werth wir dem ganzen Werke beilegen dürfen. Frisch und lebendig, urkräftig und eigenthümlich breitet sich das wunderfame Riesengewächs des deutschen Sprachstamms in dieser reichen Sammlung vor unsern überraschten Blicken aus. Da offenbaren sich Wurzeln und Stämme, die im Hochdeutschen längst überschüttet und verdeckt sind und auch in den ältesten Sprachdenkmälern nicht mehr zu Tage liegen; und mannichfaltige Lautverhältnisse und Wort- und Redeformen, die im Hochdeutschen längst nicht mehr erklingen, gemahnen den historischen Forscher als Bekanntes, Befreundetes und überraschen ihn bei genauem Zulauschen durch die Uebereinstimmung mit den ältesten Ueberresten germanischer Zunge, wogegen sie den philosophischen Sprachforscher durch die organische Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinung und als natürlichste Manifestationen von Gedanken und Anschauungsweisen erfreuen müs-

\*) Sammlung aller deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volkstliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erste bis sechste Lieferung. Seite 1—480. Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung. 1845.

sen, die sich lebendig und frei in dem Leben und durch das Leben des Volkes entwickelt haben. Wer irgend Verlangen trägt, einen tiefen Blick in das Volksleben zu thun, wer irgend Sinn hat, seine Eigenthümlichkeit zu erfassen und sich an der Mannichfaltigkeit seiner Erscheinung zu erfreuen, der wird „Germaniens Völkerstimmen“ sicher nicht ohne Befriedigung und nicht ohne Dank gegen den Herausgeber aus den Händen legen, der keine Mühe gescheut hat, seine ungemein schwierige Aufgabe in der würdigsten Weise zu lösen. Das Sammeln, die Auswahl und nicht minder die Darstellung, selbst die Schreibung des Erlangten kann nur mit ungemeiner Mühe, Anstrengung und Ausdauer zu Stande gekommen sein.

Nach der öffentlichen Anzeige des Herausgebers hat derselbe jetzt bereits 443 deutsche Mundarten gesammelt. Wie die Blätter melden, folgt man auch in andern europäischen Ländern dem Beispiele Firmenich's, wodurch derselbe der Gründer eines großen neuen Gebietes der Wissenschaft geworden ist.

Wir können nicht umhin, aus der geistvollen Beurtheilung eines Gelehrten, der das Werk in seinem Wesen erfasst, einige Stellen hier mitzutheilen: „Betrachtet man das umfassende Werk Firmenich's von seinem höheren Standpunkte, so tritt besonders die gewaltige Kraft, womit die deutsche Sprache sich in ihrem ursprünglichen Wesen und in ihrer Einheit zu erhalten wußte, immer mehr in das glänzendste Licht. Die deutsche Zersplitterung und Individualisirung hat eine ungeheure Vervielfachung der deutschen Mundarten herbeigeführt, in allen diesen Mundarten zeigt sich jedoch eine überraschende Einheit im wesentlichen Charakter der deutschen Sprachentwicklung, in allen diesen Mundarten erscheinen uns die charakteristischen Züge des ursprünglichen deutschen Sprachgenius. Und so hat Firmenich durch „Germaniens Völkerstimmen“ auf erfreuliche Weise nachgewiesen, daß die genetische Kraft der deutschen Sprache selbst über die deutsche Zersplitterung und Individualisirung den Sieg davon zu tragen vermocht, und das gegenwärtig noch eine wahre, lebendige Einheit des deutschen Volkes vorhanden ist. Diese wahre, lebendige Einheit der Deutschen ist ihre Sprache, ist der Genius, der in der Sprache lebt.“

Das ist hauptsächlich die hohe Bedeutung, die das Werk Firmenich's für Deutschland hat. Derselbe hat sich um die Verherrlichung unserer Sprache das größte Verdienst erworben, das die Nachwelt erst vollständig zu würdigen wissen wird; denn welche Schätze hat Firmenich zugleich, für uns wie für unsere Nachkommen, dem sichern Untergange entziffen!“ u. s. w.

Auf den poetischen, sprachwissenschaftlichen und historischen Werth des Werkes ist in andern Blättern bereits früher hingewiesen worden.

## VII.

## Die Ereignisse in Leipzig.

Leipzig, am 20. August.

Wir kommen so eben von dem Rathhause zurück, wohin sämtliche Redacteurs Leipziger Blätter berufen wurden. Man hat uns einen Erlaß vorgelesen, nach welchem alle Journale zu verwarnen sind, in Bezug auf die letzten traurigen Ereignisse aufregende Artikel und Verdächtigungen aufzunehmen. Die Verwarnung war überflüssig bei einer Presse, die ohnehin keinen Schritt weiter gehen kann, als der Censor gestattet. Indessen, gegenüber einer so großen Calamität, welche das Land und die Regierung betroffen, gegenüber einer Menge für den Augenblick bringend zu erörternder Fragen, wollen wir diesen Punkt nicht aufgreifen.

Wir verkennen nicht die delicate Stellung der Regierung und die schwierige Aufgabe inmitten der aufgeregten Gemüther. Ihr nächstes Trachten muß sein, die Aufregung zu beschwichtigen, die einen Augenblick unterbrochene Ordnung wieder zu befestigen und das Vertrauen des Landes sich zu sichern.

Die Untersuchungen haben begonnen, warum soll die öffentliche Meinung nicht durch ihr unmittelbares Organ, durch die Presse, alle jene Dinge zu den Ohren des Richters bringen dürfen, die ihm die beste Aufklärung und Einsicht in die Ereignisse verschaffen kann? Die Untersuchungscommission hat das geeigneteste Mittel in der Hand, das Vertrauen zwischen Regierung und Volk aufrecht zu erhalten — sie braucht nur offen und einfach zu Werke zu gehen. Das Königthum und das Gesez verlangt die Ermittlung und Bestrafung der Tumultanten und Fensterinwerfer. Die Bürgerschaft, die Nation hingegen verlangt Ermittlung, ob es nöthig war, das äußerste Mittel der Militärgewalt gegen das Volk anzuwenden. Verfahre man dann offen und gebe Jedermann seine Genugthuung!

Aber neben der Aufgabe innerer Beschwichtigung hat die Regierung noch eine zweite hochwichtige Pflicht zu lösen: sie muß den Ruf des Landes nach außen hin sichern. Sowohl aus politischer Klugheit, wie aus Patriotismus muß ihr die Sache am Herzen liegen, daß Sachsen gegenüber den ausländischen Mächten nicht verleumdet und verdächtigt werde, daß die Leipziger Ereignisse nicht falsch geschildert, die Motive nicht verunstaltet, die Bewegung nicht in's Fragenhafte gemalt werden; ihr selbst muß daran liegen, daß die Achtung für Gesez und Ordnung, welche die sächsischen Bürger selbst in diesen Tagen der Prüfung so kräftig bewährten, nicht ohne Anerkennung bleibe.

Betrachtet man die Situation mit unpartheiischem Blicke, so muß man gestehen, daß der Regierung wie der Nation durch die

Öffentlichkeit der beste Dienst geschehen würde, nach außen wie nach innen. Man überblicke doch die Vorgänge. Ein Pöbelhaufe, den Szedermann desavouirt, begeht einen Exceß, der Bruder des Monarchen wird auf eine Weise beleidigt, für die jeder Bürger die schärfste gesetzliche Ahndung wünscht. Aber auf diese Beleidigung beschränkt sich auch das Verbrechen; ein Angriff, ein Vorstürmen findet nicht statt. Aber die Militärgewalt schreitet gleichwohl zum äußersten Mittel. Die Bürgerschaft versammelt sich in größter Aufregung, aber unter den gesetzmäßig ihr zustehenden Formen. Ganz Leipzig ist unter Waffen, aber kein Exceß stört die Ruhe. Inmitten der tiefsten Bewegung, beim Leichengefolge der gefallenen Mitbürger selbst, behält die Bürgerschaft die Besonnenheit und die Achtung vor dem Gesetze. Unter allen Gruppen hört man die Aeußerung: Ja, wenn unser König nach Leipzig käme! überall bemüht man sich, die Liebe und Anhänglichkeit für den Monarchen zu manifestiren. Zehntausend Menschen versammeln sich auf dem Marktplatz, um die Entscheidung ihres Ansuchens an den Magistrat zu hören. Ein einfacher Bürger verkündigt vom Balkon des Rathhauses die Antwort und ruhig geht die Masse auseinander, sammelt sich Tags und Abends eine ganze Woche lang mit Aufopferung seiner Geschäfte und seiner Nachtruhe, um die Ordnung der Stadt als Communalgardisten aufrecht zu erhalten. Fürwahr, wenn solche Selbstbeherrschung nicht Anerkennung verdient, wenn eine solche Stadt zu den turbulenten gezählt werden soll, dann wissen wir nicht, was man unter Loyalität und Ordnungsliebe versteht, es müßte denn sein, daß man im Gegensatz zu dem Sprichwort nur die ungeprüfte Tugend für eine Tugend hält.

## VIII.

## N o t i z e n.

Leben und Tod eines Referenten. — Götthemonument. — Treffen.

Die Thatsache, die wir hier — nach einem Privatbriefe — erzählen, ist in allen ihren Details wahr und verbürgt. Der Buchhändler Korn in Preßburg, Vater einer zahlreichen Familie; hatte im vorigen Jahre die Speculation gemacht, eine Kreuzerbibliothek herauszugeben. Alle Sonnabende erschien ein halber Bogen irgend einer Erzählung oder sonstigen populären Lectüre, für einen Kreuzer! Das kleine Unternehmen schlug so gut ein, daß von den ersten Bogen eine zweite und dritte Auflage erscheinen mußte. Da wurde er von einem neidischen Collegen denunciirt: er gäbe eine „Wochenschrift“ heraus, ohne Concession. Die Kreuzerbibliothek mußte unterbrochen werden. — Korn eilte nach Pesth, um die Concession zu betreiben. Nach langen Mühen gelingt es ihm endlich, den Referenten für sich zu gewinnen, der ihm mit Hand und Mund die Zusage

gibt, sein Gesuch zu unterstützen. Um seiner Sache noch sicherer zu sein, bittet Korn um eine Audienz beim Erzherzog Palatin, als Präses der Statthalterei. Der Erzherzog antwortet ihm, es sei System, die Concessionen zu periodischen Blättern in Ungarn zu beschränken, in dessen käme Alles auf die Ansicht des Referenten an. Groben Muths verläßt Korn die Audienz, da trifft er im Vorsaale seinen Referenten in Gallauniform, gleichfalls zu einer Audienz sich einstellend. Am andern Tage sollte in der Statthalterei über sein Gesuch entschieden werden und noch am späten Abend begibt sich der besorgte Mann noch einmal zu seinem Referenten und findet diesen wie umgewandelt. Korn merkt, daß eine dritte Hand hier eingewirkt und den Beamten ungestimmt hat. Noch einmal bietet der Supplicant Alles auf; er stellt dem Beamten seine ganze Lage dar, er beschwört ihn, der selbst Familienvater ist, den Erwerbszweig einer zahlreichen Familie nicht durch Verfassung einer so kleinen Concession zu stören. Der Referent scheint nachzugeben, er sagt von Neuem zu und Korn entfernt sich. Am andern Morgen wird wegen des starken Eisgangs die Communication zwischen Pesth und Ofen unterbrochen und Korn, der in letzterem wohnte, konnte nichts über die Entscheidung seiner Sache hören. Am zweiten Tage verbreitete sich das Gerücht, ein Beamter in Pesth sei in seinem Zimmer verbrannt. Zu gleicher Zeit wird auch die Brücke wieder hergestellt. Korn eilt rasch hinüber und hört mit Schrecken, der verbrannte Beamte sei — sein Referent. Er begibt sich zu einem andern ihm bekannten Rath, um über die Entscheidung jenes Gesuches Gewißheit zu erlangen; dieser antwortete ihm: „Mein lieber Korn, ich bedauere, Sie sind durchgefallen, man konnte bei dem besten Willen Ihnen nicht helfen, da Ihr eigener Referent gegen Sie war.“ Der arme Korn warf einen Blick zum Himmel; sein Referent war inmitten von Asten, die er spät Abends las und die sich entzündeten, verbrannt.

— Ein Theil des Göthemonuments in Frankfurt am Main wurde mit einer ägenden Flüssigkeit begossen. Ein Wikbold, der am andern Morgen die Statue sah, rief aus: „Seht wie Göthe jetzt schillert!“

— Einem Mitarbeiter der Illustrierten Zeitung wurde bei der letzten Leipziger Emeute der Hut durchgeschossen. Die Kugel streifte das Haar, ohne den Kopf zu berühren. „Kein Wunder,“ sagte Jemand, der sich über die Holzschnitte dieser Zeitung längst ärgerte, „die Köpfe der Illustrierten sind nie getroffen.“ —

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrá.